Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin

Band: 80 (1954)

Heft: 52

Rubrik: Philius kommentiert

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Philius kommentiert

Eher kriecht ein Kamel durch ein Nadelöhr, als daß man einem großen Publikum klar machen könnte, daß alle Filme über die Romane der Dichter schlechter und dünner sind als die Romane selber, und daß alle Radiohörspiele über Jeremias Gotthelf Surrogate des dichterischen Gotthelf sind. Walter Muschg in Basel, der zu den besten Gotthelfkennern gehört und der an Gotthelf neue Dimensionen entdeckt hat, die man gemein übersehen hat, wagte es, an den von Ernst Balzli verfaßten Radiobearbeitungen nach Werken von Gotthelf Kritik zu üben.

Und es fielen tausende von Radiohörern über Muschg her. Mit welchen Argumenten! Man höre: viele wollten klarmachen, Gotthelf könne nur im Kanton Bern wirklich verstanden werden. Schon hier liegt der geniale Irrtum. Nur weil Gotthelf Bernerbrocken verwendet, nur weil er seine Handlung in Berner Landschaft spielen läßt, nur weil er Berner Folklore verwendet, meint man ableiten zu können, seine Bücher wendeten sich lediglich an Berner. Man übersah, daß man längst, außerhalb Bern wenigstens, eingesehen hat, wie sehr Gotthelf seine Bücher nicht allein für Berner, sondern auch für jenen Teil der Menschheit geschrieben hat, der außerhalb der Grenzen Berns wohnt. Das Geniale und das Dämonische Gotthelfs sprengt die alte Schablone des Berner Heimatdichters gründlich. Das ist ja gerade der Fehler Balzlis, Gotthelf entgenialisiert und verheimatkundlicht zu haben. Die meisten aber wollten Muschg auf den beispielslosen Erfolg der Sendungen aufmerksam machen. Man wies darauf hin, daß Vereine ihre Versammlungen verlegt, diensttuende Truppenteile ihre abendliche Ausgangszeit verlängert, ganze Familien und Dorfquartiere sich um den Lautsprecher versammelt hätten. Sogar entzweite Eheleute hätten sich unter der Magie des Radios wieder versöhnt. Nun, das ist sicher vorgekommen, aber es beweist nichts. Wir wissen, daß schlechte Verfilmungen dichterischer Werke mehr Leute aufgerufen und erregt haben als die Bücher. Wenn man die Dichter erst akzeptiert, so sie in Radio- oder Filmform erscheinen, ist das eher etwas Verdächtiges als Erfreuliches, und wenn uns die ganze Welt wegen dieser ketzerischen Meinung lynchen möchte. Einige Briefschreiber haben sogar den Mut zur Behauptung aufgebracht, das Lesen von Büchern sei überhaupt nicht mehr zeitgemäß, die Verbreitung der Literatur durch das Mikrophon sei die heut gegebene Form auch für die Bücher Gotthelfs, und ein anderer stellte schwuppdiwupp fest, daß die Lektüre höchstens zehn Prozent des Eindrucks vermittle, der vom Lautsprecher ausgehe (!).

Walter Muschg hat gegenüber dieser Behauptung in seiner Schrift ‹Gotthelf im Radio› nur noch ausrufen können:

«Vor dieser Naivität kann man nur die Hände ringen und es in Abrede stellen, daß auch nur ein schwacher Abglanz Gotthelfs durch Balzli vermittelt worden sei.» Muschg spricht es in seiner Schrift, die eine hohe Notwendigkeit war, auch wenn wir sicher sind, daß sie von den eingefleischten Radiosaulussen keinen einzigen zu einem Paulus machen wird, freimütig aus: «Ich bin gegen die Gotthelf-Sendungen aufgetreten, weil sie unserem Volk ein falsches, jammervoll vergröbertes und verwässertes Bild dieses Dichters vermitteln. Sie haben es um das Beste an Gotthelf betrogen, seine gewaltige Stimme wurde verniedlicht, seine mächtige Predigt gegen den Zeitgeist, die heute so bitter nötig wäre, weil niemand als er den Mut zu ihr aufbringt, unterschlagen.»

Und dann sagt Muschg, fast in ähnlichen Worten, das Gleiche, was wir jüngst anläßlich eines in Bern durchgeführten Wettbewerbs zur Erlangung von Theaterstücken nach Werken Gotthelfs gesagt haben: nämlich, daß es Gotthelf nicht nur auf die Tendenz und den Inhalt ankommt, sondern auch auf die Form, also auf das Wort, das bei ihm eben nicht das Wort des Belletristen, sondern das des Dichters ist. Muschg meint sehr richtig, wenn Gotthelf nur ethisch habe wirken wollen, so wäre aus ihm nie etwas anderes als ein Dorfgeschichten- und Traktätchenschreiber geworden. Mit dieser Einstellung hätte er vielleicht einen Kalender und die Aufklärungsschriften gegen das Schnapselend geschrieben, aber nicht seine genialen Werke.» Muschg weist dann auch darauf hin: «Eine der wichtigsten Erkenntnisse, die dem neuen Gotthelfbild unserer Tage zu Grunde liegen, ist die, welch großer und bewußter, freilich auch eigenwilliger *Künstler* er war.»

Die Ehrfurcht vor dem Dichterwort, das ist es. Balzli aber hat ein schriftdeutsches Werk, das mit einem gotthelfschen und gar nicht gemeinüblichen Berndeutsch durchsetzt ist, und kunstvoll-bewußt durchsetzt ist, auf die Ebene üblicher Mundartschriftstellerei hinabgedrückt. Das ließ den falschen Eindruck aufkommen, Gotthelf sei überhaupt berndeutsch geschrieben. Muschg zitiert dann eine Reihe Gotthelfscher Sätze, in denen seine ganze Sprachmagie, seine ganze hohe Wortkunst hervorgeht. Nur wer von einem Dichter nicht nur Handlung, Begebenheit, Tendenz, und wie die Dinge alle heißen, verlangt, sondern verdichtetes, dichterisches Wort, der fühlt, daß bei Gotthelf kein Wort verrückt, geschweige denn verpopularisiert werden darf. Gotthelf hat oft in einem Satz, in dem die Worte wie die Sterne in einem Sternbild unverrückbar auf ihrem Platze stehen, Religiöses und Menschliches wie in einem grandiosen Ornament ausgedrückt. Die Worte, die Satzteile, die Steigerung, die Gruppierung, ja die Interpunktion, alles ist direktester Ausdruck einer inneren Vison. Und Balzlis Hörszenen unterscheiden sich von Gotthelf ungefähr so, wie sich die populäre Schilderung eines Rembrandtschen Bildes von der Magie seiner Striche und Farben unterscheidet.

Nun, es ist schwer, über diese Dinge vor einem großen Auditorium zu reden. Die Leute halten sich nun einmal an die Handlung, und wenn diese lustigmunter und dramatisch ist und recht viel Interessantes vermittelt, dann klatschen sie Beifall; das Sensorium für die Nuancen des dichterischen Wortes hat man verloren, und wenn ein Film den Inhalt einer Gotthelfschen Novelle erzählt, genügt's. Es sind wenige, die noch aufs Wort achten, auf das Wort, das die Chiffer für Unfaßbares und Jenseitiges ist. Man ist zu nervös, zu aus sich herausgeworfen, als daß man noch die Konzentriertheit aufbrächte, Chiffern zu lesen. Bücher aber sind Chiffern, wer sich nicht mehr in sie versenken will und dafür Ersatzprodukte von Radio- und Filmbearbeitungen vorzieht, wendet sich vom Dichter ab und ertötet in sich das beste Organ: das Organ für die dichterische Sprache.

Muschgs Schrift, die den richtigen Titel «Eine notwendige Kritik» trägt, hat uns nicht zuletzt in ihrem Unterton gepackt, in jenem schweigsamen, leidvollen Unterton des Resignierens vor einer Masse (Radiomasse in diesem Falle), die recht überheblich am dichterischen Wort vorbeigeht und die so handgreiflich und ‹populär› denkt, daß der wahre Gotthelfkenner und Gotthelffreund überhaupt die Sprache nicht mehr findet, auf solche Handgreiflichen zu antworten.

Diese Resignation erleidet jeder Journalist, lieber Walter Muschg, der zum Volke reden möchte und einsehen muß, daß er oft kein Volk, sondern eine Masse vor sich hat.